

Im Jahr 1949 organisierte der Küssnacher Jungschweizerverein eine Lesung des aus dem Exil in den USA zurückgekehrten Thomas Mann. Im Publikum sass auch der tief beeindruckte 17-jährige Gymnasiast Fred W. Schmid. In seinem Nachlass fand sich der folgende Schulaufsatz über die Begegnung mit dem verehrten Schriftsteller.

Begegnung mit einem bedeutenden Menschen

Fred W. Schmid

Wenn in unserer Gemeinde Vereinsnässe stattfinden, volkstümliche Theaterstücke gespielt, Vorträge gehalten werden, steht dafür im alten, historisch und baulich reizvollen, aber in seinem Äusseren etwas vernachlässigten Hotel Sonne ein grosser Saal zur Verfügung. Er besitzt keine schlechten Proportionen, doch ein meist verhängter Durchgang in einen kleinen Nebenraum zur Unterbringung einer Kinoapparatur auf der Rückseite, grosse Fenster zur Rechten und der von einem dunkelroten Vorhang verdeckte Bühnenausschnitt geben ihm ein kahles, unfreundliches, ja sogar beinahe ein etwas unordentlich-improvisiertes Aussehen. Dazu kommen stets heruntergelassene Storen auf der linken Seite und hoch oben an der Rückwand die Theaterbeleuchtung mit ihren farbigen Gläsern. Manchmal kommt es allerdings vor, dass ein wichtigerer Vortrag stattfindet. Dann wird auf der Bühne vor dem geschlossenen Vorhang ein kleiner Tisch mit Stuhl für den Referenten aufgestellt, zu seiner Linken eine Ständerlampe, die ein warmes, wohnliches Licht ausstrahlt und rechts eine hohe, dunkelgrüne Zimmerpflanze, ein Philodendron mit gezackten und glänzenden Blättern. Auch pflegt dann ein Krug voll Wasser und ein halbgeleertes Glas vor dem Vortragenden zu stehen.

Diesmal jedoch hätte auch ein zufällig in das anwesende Publikum hinein Geratener, der mit den Gebräuchen hier vertraut gewesen wäre, sehen müssen, dass ein besonderer Redner am Tische sass: Denn vor ihm stand eine Flasche des weissen, herben und kräftigen Zürichseewines, und aus dem Glase nahm er von Zeit zu Zeit einen bedächtigen Schluck. Und wirklich, unser imaginärer Zuschauer hätte nur auf die aufmerksamen Zuhörer sehen müssen, um zu merken, dass da etwas Besonderes vor sich ging: Alle schauten wie gebannt zu ihm auf, der sie indessen längst vergessen zu haben schien, so war er in das Lesen, in die Darstellung des Gelesenen versunken. Er war gross, hager und schien ziemlich alt zu sein, denn seine ehemals schwarzen Haare waren mehr als zur Hälfte gebleicht, seine Züge scharf eingegraben; und seine Stimme, obwohl noch geschmeidig, zeugte doch vom hohen Alter ihres Besitzers. Vielleicht hätte sich der Zuschauer dann auch plötzlich dieser Züge erinnert, hätte gesucht in seinem Gedächtnis, und wenn er es unterdessen nicht selber gemerkt hat, wollen wir ihm auf die Spur helfen und ihm sagen, dass der Gast Thomas Mann ist, der hier aus eigenen Werken liest. Dieser Berühmte hatte nämlich in der Zeit zwischen seiner Ausweisung aus Deutschland und seiner Abreise nach Amerika einige Jahre hier am See verbracht und folgte nun auch einer Einladung eines Vereins, der sich um die kulturelle Hebung der Landgemeinde namhafte Verdienste erworben hat. Richtig fehlte bei der Begrüssung denn auch das Trachten-

mädchen mit dem Blumenstrauss nicht. Auch sprach vorher noch ein verehrtes Mitglied des Gemeinderates, aber, obwohl es nicht Dr. Müller heisst, ist es dennoch kaum der Rede wert. – Doch ich habe vorgegriffen und will nun endlich dem vernünftigen Ablauf des Geschehens folgen.

Als der längst in der Zeitung angekündigte Abend endlich herangerückt war, füllte sich der Saal natürlich lange vor der Zeit. Es herrschte jene bekannte, etwas befangene, etwas allzu erwartungsvolle und sehr peinliche Stimmung, die in solchen Fällen aufzutreten pflegt. Man sucht durch harmloses Gespräch sich darüber hinwegzutäuschen, übersensible und zum Komischen neigende Naturen zeigen plötzlich Gefühlszuckungen und gänzlich



Thomas Mann bei seinem Europa-Besuch im Juni 1949.

unmotivierter Lachanfalle, die verlegen erstickt werden. Doch alles ist bereit zum plötzlichen Abbrechen und zu gespanntester Aufmerksamkeit. Und so war es auch hier: Nicht allmählich und zögernd verstummte das Gespräch von irgendeiner Ecke her, um bald, nach vergeblichem Warten der Zuhörer wieder aufzuflackern, sondern auf einmal hörte es bestimmt und energisch auf, nur einen Moment noch hingen einige wenige Stimmen in der Luft und verstummten gleich darauf; denn von hinten hörte man deutlich Schritte sich nähern, und eine kleine Gruppe von Leuten trat durch den schmalen Gang herein, den die Stühle noch freilassen: Zuvorderst, als Führer sozusagen, das bereits erwähnte Gemeinderatsmitglied, darauf eine kleinere ergraute Dame in hellem, braun-grauem Mantel, dann zwei hochgewachsene, ältere Töchter mit seltsamen, schief auf dem Hinterkopf sitzenden Bérets und in Kleidern von undefinierbarer, vielleicht violett-blauer Farbe – eine Erinnerung an die drei Parzen in Kellers «Sinngedicht» überfällt mich, ein krampfhaftes Lachen will in mir hochsteigen, rasch wird es unterdrückt – es folgt ein bescheidener, sympathischer junger Mann, und endlich, in etlichem Abstand von seiner Familie, der Dichter selber. Sie setzen sich in der vordersten freigebliebenen Stuhlreihe, es folgen Begrüssungsworte des bereits er-

wählten Gemeinderatsmitgliedes, das Trachtenmädchen, nochmals einige launige Worte irgend eines Vereinspräsidenten, und endlich besteigt Thomas Mann das Podium. Er begrüsst die Anwesenden, erinnert an seinen hiesigen Aufenthalt und behauptet liebenswürdigerweise, er habe in seinem kalifornischen Heim stets eine Photographie unseres Dorfes fein säuberlich eingerahmt und aufgehängt gehabt, gerade über seinem Schreibtisch (wenn ich daran denke, welche Nobilitäten bei ihm zu Gast waren, erglühe ich vor Lokalpatriotismus!). Dadurch, und auch durch die feine und unaufdringliche Begrüssung waren die Brücken zum Publikum geschlagen. Der Dichter gab nun eine Einführung in den Stoff, den er vorzulesen gedachte. Es handle sich um das im «Dr. Faustus» erwähnte und dort von Leverkühn vertonte Puppenspiel vom heiligen Gregor. Er habe die Geschichte, die den Ödipusstoff in mittelalterlicher Form behandle, weiter ausgesponnen, arbeite nun gegenwärtig an dem Roman, den er gelegentlich auch vorzulegen gedenke, und wolle nun daraus zwei bereits vollendete Kapitel vorlesen. Und damit begann er nun.

An einem nordfranzösischen Ritterhof des ausgehenden Mittelalters leben zwei Kinder unter der Obhut von Dienern. Die Mutter ist gestorben, der Vater meist unterwegs an Turnieren. Während sie heranwachsen und zu Jüngling und Jungfrau erblühen, wird ihnen ständig die Unvergleichlichkeit ihres Daseins und ihres Wesens vor Augen geführt. Dazu kommt eine seltsame Kindlichkeit und Unbewusstheit der beiden, eine geheimnisvolle, verführerische Dämonie der Schwester, sodass sie sich schliesslich verderblicher Geschwisterliebe hingeben. Ein kleiner Knabe ist die Frucht ihres Bundes, die jungen Eltern werden getrennt, der Kleine wird in einem Tönnchen dem Meere und der Hilfe Gottes überlassen. Fischer einer kleinen Nordseeinsel fischen dieses Behältnis auf, der Knabe wird gefunden, einem Abt übergeben, dieser überlässt ihn einem der Fischer gegen eine Entschädigung an Kindesstatt, um ihn später dann auf die geistliche Laufbahn vorzubereiten.

Dieser novellenartige Ausschnitt aus dem Roman ist vom Dichter aufs glänzendste dargestellt. Die dekadente, lockere Verspieltheit des Ritterhofes, die seltsame Atmosphäre von Enge und Eingeschlossenheit, das Lockendsüsse der Versuchung wird in zierlichster Sprache gezeichnet, die allen Arabesken des Inhalts mühelos folgt. Kräftigster Gegensatz dazu ist die salzige, rauhe Atmosphäre der einsamen Insel, die vitale, kräftige und vom Dichter so liebevoll blossgestellte Bedächtigkeit, Schlauheit und Selbstgefälligkeit des Abtes, der aber auch durchaus gütig und mit einem, hier nicht zu umgehenden Worte sympathisch wirkt. Das treuherzige alte Englisch der Fischer ist ebenso glaubwürdig wie vorher das Mittelhochdeutsch und Mittelfranzösisch. Die Eigentümlichkeiten der früheren Zeit Thomas Manns sind gemildert, ja, wie die Wiederholung stehender Ausdrücke, fast ganz verschwunden. An ihre Stelle tritt die liebevoll-überlegene Lust des alten Dichters am Ausmalen von Zuständen und Charakteren, die an Gottfried Keller gemahnt. Immer noch wird die Daseinsfreude leise in Frage gestellt, aber auch vergeistigt und verklärt vom Reiz des Dekadenten, Bedenklichen, Anrühigen, wenigstens im ersten Kapitel. Doch findet ja Gregor, dieser mittelalterliche Ödipus, nach langem Leiden seine Befreiung und wird sogar zum Papst gewählt, ein Schluss, den der Dichter wohl beibehalten wird.

Was mich jedoch am meisten erstaunt hat, ist die scheinbare Unvereinbarkeit des «Dr. Faustus» und der «Erwählten», wie das neue Werk heissen soll. Dort der erschütter-

de, chaotische Inhalt, der durch die doppelte Rahmenerzählung um wenig gemildert und vermenschlicht wird, – hier die ästhetische, reich und liebevoll ausgestaltete Form des Werkes, dessen leise Dekadenz nur mehr belächelt und zur Charakteristik von Personen und Zeit benützt wird. Im einen Werk der geniale Übermensch, der mitten in einer teuflischen Zeit dem Teufel verfällt, im andern der Mensch, der zwar gefehlt hat, aber sich redlich bemüht und nach langen Qualen erlöst wird, das heisst den Weg zum Menschen und zur Welt wieder findet. Das eine Werk spielt in der Gegenwart und benützt eine raffinierte, dämonische, den Eindruck eines Traumes gebende Sprache, – das andere im Mittelalter, und zwar verwendet auch es zum Teil mittelalterliche Sprache, doch lediglich in formaler Bedeutung, zur Charakteristik.

Damit ist es klar, dass es Thomas Mann um das Problem des Übermenschen, des Genies geht, und damit ist auch die Verbindung hergestellt zu seinen früheren Werken, zum «Tristan», zum «Tonio Kröger» und zum «Tod in Venedig, die dasselbe Problem behandelten. Während «Dr. Faustus» unter dem Eindruck der deutschen Katastrophe die Vernichtung des Übermenschen und des Übervolkes zeigt, demütigt sich im «Erwählten» der Held und wird gerettet.

Ich habe einmal eine Photographie Thomas Manns aus jüngeren Jahren gesehen, auf der er wirklich einen sehr problematischen Eindruck macht. Ich habe auch eine seiner Proklamationen vom Anfang des ersten Weltkrieges gelesen, die mich zugleich entrüstet und erschüttert hat. Wenn aber ein Mensch mit dieser Veranlagung eine Novelle wie den «Tonio Kröger» schreibt in seiner ganz reinen Menschlichkeit, so werden wohl alle selbstgerechten Vorwürfe an den Dichter hinfällig. Ich wage sogar die ketzerische Ansicht zu äussern, dass man aus dieser seiner Sehnsucht nach Menschlichkeit – neben seinem Dichter- und Deutschtum – dem Verständnis für seine heutige politische Einstellung etwas näher kommen kann. Wenn wir dann dazu noch sehen dürfen, wie der Dichter mit diesen Problemen ringt und wie er damit beispielhaft wird für ein Volk und die von ihm bestimmte Zeit, können wir nur hoffen, dass dieses Volk seinen Weg ebenso finde wie sein Dichter.